

## Schluss

Nach der friedlichen Revolution hatte Ostdeutschland keine Gelegenheit mehr, in Eigenregie eine postdiktatorische Selbsterzählung zu entwickeln und so – vielleicht vergleichbar mit der „Umgründung“ oder „Neugründung der Bundesrepublik“ in ihren letzten beiden Dekaden – zu erneuerten Narrativen zu kommen. Dieser Prozess der demokratischen Selbsthinterfragung blieb aus und die damit verbundene Reifungschance der Gesellschaft ebenfalls. Der ostdeutschen Gesellschaft wurde stattdessen erneut, wie schon in den Jahren nach 1945, eine neue, bereits vorliegende gesellschaftliche Selbsterzählung übergestülpt. Natürlich war der Beitrittsprozess demokratisch legitimiert und das vereinigte Deutschland anders als die SBZ und die DDR eine Demokratie – um eine Überwältigung handelte es sich trotzdem. Mit dem schon ein Jahr nach der friedlichen Revolution vorgenommenen Beitritt der DDR zur Bundesrepublik zog in Ostdeutschland nicht nur das institutionelle und wirtschaftliche System der BRD ein, sondern auch die bundesdeutschen mediale und bildungspolitische Infrastruktur samt ihrer Narrative. Hier dominierte das aus dem Kalten Krieg stammende Selbstverständnis der Bundesrepublik samt deren DDR-Darstellung. In den 1990er Jahren breitete sich rasch ein Diskurs zur „totalitären DDR“, zu den zwischen „tristen Plattenbauten“ in einer „Mangelgesellschaft“ lebenden „psychologisch deformierten“ autoritären ostdeutschen Kleinbürgern aus. Er entsprach den Vorstellungen und Werten des Publikums in den alten Bundesländern und in der Tendenz auch einem Teils der Ostdeutschen. Der größte Teil der Ostdeutschen lehnte diese unumschränkt in den Medien, der Politik, in Forschung und Bildung dominierenden Ost-Diskurse ab. Sie sahen sich durch die gesellschaftliche Selbsterzählung der alten Bundesrepublik nicht integriert, wobei verschiedene Milieus von Ostdeutschen sich an unterschiedlichen Narrativen stießen: Der

Erzählung von der demokratischen und antinazistischen Bundesrepublik, vom ohnehin zum Scheitern verurteilten „Unrechtsregime“ DDR und den von Anfang an vergeblichen Versuchen, dort ein anständiges und erfülltes Leben zu führen, der Erzählung vom tränenreichen Glück der Wiedervereinigung, vom wirtschaftswundergleichen *Aufbau Ost*, von den „Blühenden Landschaften“ und der „Inneren Einheit“. Viele dieser Narrative schlugen in Ostdeutschland keine Wurzeln. Die Konstellation „Ihr redet in den Medien und in der Politik über uns – aber „wir“<sup>12</sup> lesen Euch nicht und hören Euch nicht zu“ besteht zum Teil bis heute.

Betrachtet man die Erzählung Ostdeutschlands und der Ostdeutschen als Ganzes und sucht man nach Umschwüngen, so wird deutlich, dass sich in den Medien dann neue Sichtweisen etablieren, wenn dort neue Generationen auf den Plan treten und ältere ausscheiden. Wahrheiten – beziehungsweise diskutabile Argumente – die für das generationelle Machtgefüge noch nicht reif sind, setzen sich nicht durch. Und umgekehrt werden andere honorige „Wahrheiten“ zwanzig Jahre später der Lächerlichkeit preisgegeben.

Insgesamt ist nach 30 Jahren der Erzählung von Ostdeutschland und den Ostdeutschen ein differenzierteres Bild entstanden. In den ersten 15 Jahren galt der Deutungsrahmen der altbundesdeutschen Selbsterzählung auch im vereinigten Deutschland weiter. Die Erfahrungen und Wertvorstellungen der mittleren DDR-Jahrgänge fanden darin keinen Platz. Mit Mitte der 2010er gewannen dann die in den 1970er Jahren in der DDR Geborenen in Medien und Kultur das Potential, bei der Beschreibung Ostdeutschlands neue Akzente zu setzen. Sie revidierten die Narrative zum erfolgreichen *Aufbau Ost*. Noch jüngere ostdeutsche Autorinnen und Autoren verbinden diese Revision mit der Wiederaufnahme des totalitarismustheoretischen bei der Beschreibung der DDR, von der sie nichts mehr erlebt haben. Für die Zukunft könnte sich also eine hybride Mischung zwischen neuen ostdeutschen Erfahrungen und alten bundesdeutschen Deutungen ergeben.

---

12 Zu kohortenbezogenen Aussagen, ob man sich schon „als richtiger Bundesbürger fühlt“ oder andere Identifikationen hat: Sozialwissenschaftliches Forschungszentrum 2014, S. 36